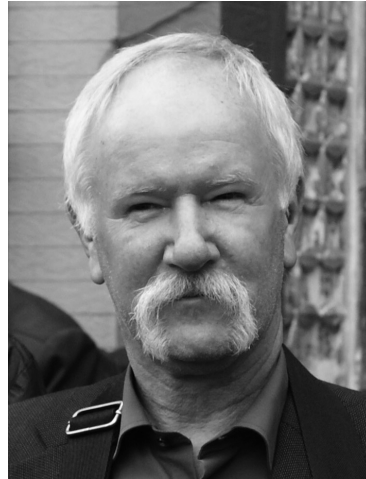


JENS PETER LAUT

## Was ist türkisch?

(vorgetragen in der Plenarsitzung am 4. Februar 2011)

Als ich im Wintersemester 1972/73 mit dem Studium der Germanistik und Philosophie an der Universität Göttingen begann, war mir weder bewußt, daß es hier ein Fach „Turkologie“, noch daß es die Akademie zu Göttingen gibt. Daß ich nun seit dem WS 2008/09 das Fach „Turkologie und Zentralasienkunde“ in Göttingen vertrete und seit dem letzten Jahr die Ehre habe, zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen gewählt worden zu sein, lag seinerzeit deshalb natürlich jenseits aller meiner Vorstellungskraft. Bis zu meinem zweiten Göttinger Lebensabschnitt lag jedoch ein weiter Weg, dessen wichtigste Stationen die folgenden sind:



Jens Peter Laut, Professor für Turkologie und Zentralasienkunde an der Georg-August-Universität Göttingen, O. Mitglied der Göttinger Akademie seit 2010

Nach dem Zivildienst (1973–1975) und einer Reise durch den Vorderen Orient über Afghanistan bis nach Indien studierte ich von 1976 bis 1980 Vergleichende Religionswissenschaft, Turkologie und Indologie an den Universitäten Marburg und Gießen. Nach dem Magisterexamen war ich Mitarbeiter am Gießener DFG-Projekt „Indische Lehnwörter im Alt türkischen“ und wurde 1985 in Gießen/Marburg von Klaus Röhrborn (Turkologie), Wilhelm Rau (Indologie) und Kurt Goldammer (Religionswissenschaft) mit einer Dissertation zur Literatur des frühen alttürkischen Buddhismus promoviert. Von 1985 bis 1988 war ich Mitarbeiter im SFB „Tübinger Atlas des Vorderen Orients“, wo ich u. a. drei historische Landkarten zur osmanischen Zeit erstellt habe. Von 1989 bis 1991 erhielt ich ein Habilitandenstipendium der DFG und war – in wechselnden Be-

schäftungsverhältnissen – von 1992 bis 1996 als Mitarbeiter im Göttinger Akademieprojekt „Katalogisierung der orientalischen Handschriften in Deutschland“ (KOHD) tätig. Im Jahr 1993 habe ich mich für das Fach Turkologie an der Georg-August-Universität Göttingen mit einer Arbeit zur modernen türkischen Sprachreform habilitiert. Ein mir 1994 bewilligtes Heisenberg-Stipendium habe ich wegen einer bald darauf erfolgten Festanstellung bei der KOHD nicht angetreten. Im Jahr 1996 erfolgte der Ruf auf eine Professur an die Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau für das Fach Islamwissenschaft/Turkologie. Diese Professur habe ich von 1997 bis 2008 innegehabt, und seit dem 1. Oktober 2008 bin ich Direktor des Seminars für Turkologie und Zentralasienkunde an der Georg-August-Universität Göttingen. Meine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen vorislamisches Zentralasien (Buddhismus, Manichäismus, Christentum) und moderne türkische Geistesgeschichte.

Die „Kleinen Fächer“, die sog. Orchideenfächer, haben bisher – noch ist nicht abzusehen, wie sich die neuen Studiengänge auswirken werden – nicht zuletzt von Seiteneinsteigern gelebt, und zu diesen gehöre auch ich. Während und nach der Einberufung zum Zivildienst, die das Göttinger Studium jäh abbrechen ließ, haben, wie erwähnt, diverse Reisen in den Vorderen Orient und auch nach Indien, mich zum Studium der Religionswissenschaft, Indologie und Turkologie nach Marburg und Gießen geführt. Wenn mich damals, Mitte der 70er Jahre, jemand gefragt hätte, was denn „türkisch“ sei, hätte ich mit Sicherheit auf die Türkei, ihre Einwohner und deren Sprache verwiesen. Aber es sollte bald anders kommen, denn ich lernte an der Justus-Liebig-Universität Gießen im Fach Turkologie u. a. das Alttürkische kennen, und dies war der Einstieg in die faszinierende und verwirrende Welt der Turcia.

Nehmen wir rein hypothetisch einmal an, Sie wären in Unkenntnis des Themas dieses Vorstellungsberichts hierher gekommen und hören nun folgendes – leicht gekürztes – Zitat aus einem alttürkischen Text<sup>1</sup>, begleitet von folgendem Bild:

<sup>1</sup> Es handelt sich um die *Sitātapatrā-Dhāraṇī*; Erstveröffentlichung: F. W. K. Müller: *Uigurica II*. Berlin 1911, S. 50–75, hier S. 51; Neubearbeitung in: K. Röhrborn/A. Róna-Tas: *Spätformen des zentralasiatischen Buddhismus*. Die altuigurische *Sitātapatrā-Dhāraṇī*. Göttingen 2005, S. 16. Das Fragment hat die Signatur U 376 (T III M 225) und befindet sich im Depositorium der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften in der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Orientabteilung.



„Verehrung dem Buddha! Verehrung der Lehre! Verehrung der Mönchsgemeinde! Ich verneige mich vor der Majestät aller Buddhas und Bodhisattvas [...] Ich verneige mich vor der Majestät der erhabenen Göttin Sitāpatrā, die alle Gefahren abwendet [...].

Also habe ich gehört: Einstmals befand sich der erhabene (Buddha) im Himmel der 33 Götter [...]“

Sie würden sicherlich denken, es handele sich um einen Vortrag über Indien und den Buddhismus. Letzteres trifft zu, aber Sie befinden sich nicht in Indien, sondern in der türkischen Welt, genauer: der Welt der Türken Zentralasiens, bevor sie fast zur Gänze islamisiert wurde.

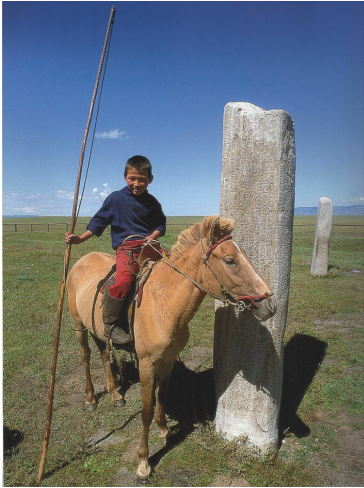
Und bereits hier stellt sich die Frage: Was ist „türkisch“ daran? Bei dem türkischen, genauer: altuigurischen Text (13./14. Jhd.), der in seiner Esoterik nur einem hochgebildeten mönchischen Publikum verständlich gewesen sein dürfte, handelt es sich um eine Übersetzung aus dem Sanskrit, und die Illustration ist nach Ansicht von Fachleuten eine Kopie chinesischer Vorbilder.

Es muß erwähnt werden, daß uns viele der türkischen Zeugnisse des vorislamischen Zentralasiens leider nur in Fragmenten vorliegen und wir zunächst mühsam diese Bruchstücke zusammenstellen müssen, um Zugang zu den jeweiligen Texten zu erhalten. Schon deshalb sollte man sehr vorsichtig bei Zuweisungen von „türkischen“ Charakteristika solcher Texte sein, wie es nicht selten getan wurde und wird. Solange wir die Genese dieser Texte nicht genau kennen – wann aus welcher Sprache ins Alttürkische übersetzt etc. –, sind Behauptungen wie: „Die Alten Türken haben den stereotypen buddhistischen Texten eine persönliche Note verliehen“ mit großer Vorsicht zu genießen.

Nun besitzen wir auch Zeugnisse der Türken Zentralasiens, die *vor* dem Kontakt mit den großen Religionen – Buddhismus, Manichäismus und nestorianisches Christentum – entstanden sind. Das nächste Bild zeigt Ih-

nen zwei der beeindruckenden alttürkischen Stelen, die hauptsächlich auf dem Gebiet der heutigen Mongolei gefunden wurden und ins 7.-8. Jh. zu datieren sind. Die runenartige Schrift, deren genaue Herkunft und Genese wir nicht kennen, könnte ein Mischung aus vorderorientalischen Schriftsystemen und den chinesischen Ideogrammen sein: Ziemlich sicher ist nur, daß es sich *nicht* um eine genuin-türkische Erfindung handelt, aber es ist natürlich nicht auszuschließen, daß turkophone Personen an der Ausarbeitung dieses raffinierten Schriftsystems beteiligt waren. Und auch die Sprache dieser Denkmäler, immerhin die älteste uns bekannte Sprachstufe des Türkischen, enthält bereits diverse Lehnelemente sowie auch stilistische Beeinflussungen verschiedener Herkunft. Zudem wird bereits in den Inschriften die Anziehungskraft der chinesischen Kultur auf die alttürkische Elite thematisiert.

Kompliziert ist auch die geographische Verbreitung der Türkvölker: Wir bewegen uns dabei in einem Bereich vom Nordosten Sibiriens über



Zentral- und Vorderasien bis nach Westeuropa.<sup>2</sup> Türkische Völker leben in keinem gemeinsamen Staat, auch nicht in einem zusammenhängenden Territorium. Die Siedlungsgebiete liegen z. T. weit auseinander, und gerade die Republiken der ehemaligen Sowjetunion sind oft nur spärlich besiedelt und weisen einen beträchtlichen russischen Bevölkerungsanteil auf. Ähnliches gilt für das ehemalige Ostturkistan, die heutige chinesische Provinz Xinjiang, wo der uigurisch-türkische Bevölkerungsanteil mehr und mehr vom chinesischen

dominiert wird. Zu diesen traditionellen Siedlungsgebieten tritt nunmehr auch die türkische Präsenz in Europa, die eine ganz neue Sicht der Dinge erfordert: Gibt es zum Beispiel den Typus des „Deutschlandtürken“, bzw. entsteht ein neues Idiom, das „Deutschlandtürkisch“? – Es existieren jedenfalls keine definitiven geographischen Grenzen, innerhalb derer man die türkische Welt, die „Turcia“ beschreiben könnte.

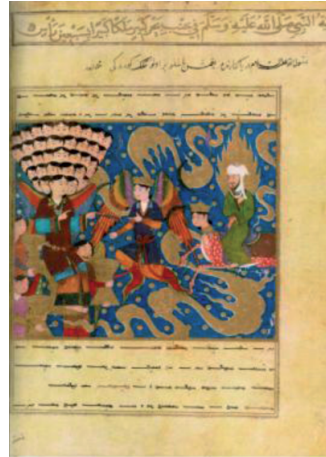
<sup>2</sup> Vgl. L. Johanson: *Grenzen der Turcia: Verbindendes und Trennendes in der Entwicklung der Türkvölker*. In: U. Ehrensverd (ed.): *Turcica et Orientalia. Studies in Honour of Gunnar Jarring* [...], Istanbul 1988, S. 51–61.

Doch zurück zur kulturwissenschaftlichen Fragestellung: Haben wir bislang indische und chinesische Vorbilder der türkischen Kulturen ins Spiel gebracht, so ist auch eine weitere, sehr wichtige, nämlich die iranische, zu erwähnen. Auf dem nächsten Bild<sup>3</sup> sehen wir ein Zeugnis der manichäischen Religion, die vor der Buddhisierung der Türken eine weltgeschichtlich einmalige Rolle als eine Art „Staatsreligion“ oder besser „Hofreligion“ der türkischen Uiguren spielte (8.–9. Jh. n. Chr.). Sie ist iranischer Herkunft und hat u. a. die Maltraditionen türkischer Völker stark beeinflusst.



Zu welchen synkretistischen Phänomenen es im Fall der Türken dabei kommen kann, mag ein Beispiel aus einer islamischen Handschrift von Muhammads Himmel- und Höllenfahrt illustrieren. Das Manuskript stammt aus Afghanistan (Herat) und wurde im Jahr 1436 geschrieben.<sup>4</sup>

Auffällig ist zunächst, daß für den türkischen Haupttext – eine Übersetzung aus dem Persischen – die uigurische Schrift gebraucht wird, deren eigentliche Vertreter, die türkischen Buddhisten und Manichäer, zu dieser Zeit vom Islam fast völlig zurückgedrängt worden waren. Daneben wird jedoch auch die arabische Schrift und Sprache verwendet sowie – von späterer Hand hinzugefügt – das Osmanische. Haben wir es bereits hier mit einer Mischung aus drei Sprachen und zwei Schriftsystemen zu tun, so zeigt auch die Miniatur eine verwirrende Vielfalt: Das aus dem



<sup>3</sup> Das Fragment hat die Signatur MIK III 6368 und befindet sich im Museum für Asiatische Kunst (Berlin).

<sup>4</sup> Faksimile-Ausgabe des *Manuscript Suppl. Turc 190* der Bibliothèque Nationale Paris: M.-R. Séguy: *Muhammads wunderbare Reise durch Himmel und Hölle*. München 1977. Unser Bild ist dort auf S. 69 abgebildet. Transkription und Übers. des Textes bei: M. Scherberger: *Das Mi'rāgnāme. Die Himmel- und Höllenfahrt des Propheten Muhammad in der osttürkischen Überlieferung*. Würzburg 2003.

islamischen Kontext stammende Geschehen – der Prophet besucht die sieben Himmel sowie die Höllen – wird mit einer Mischung aus chinesisch-iranischer Maltradition sowie buddhistischer Motivik („Engel mit 70 Köpfen“) präsentiert. Interessant ist übrigens, daß Muḥammads Gesichtszüge dargestellt und nicht, wie sonst üblich, verhüllt sind. Auch hier bleibt zu fragen: Was ist „türkisch“ an diesem Dokument außer der sog. osttürkischen Schriftsprache des Haupttextes, die i.Ü. bereits mit einer Vielzahl von islamischen Termini arabisch-persischer Provenienz durchsetzt ist? Das Osmanische weist bereits so viele arabische und persische Lexeme sowie deren grammatische Strukturen auf, daß ich es kaum noch als „türkisch“ bezeichnen möchte.

Lassen Sie mich an einem moderneren Beispiel schildern, was ich meine. Mustafa Kemal Atatürk, der Gründer der Türkischen Republik, hat höchstpersönlich 1936–37 ein 48seitiges Büchlein zu geometrischen Termini geschrieben<sup>5</sup>, und diese Termini werden noch heute verwendet. Atatürks Ziel war es dabei, die völlig von arabisch-persischen Ausdrücken durchsetzte osmanisch-türkische Wissenschaftssprache durch „genuin-türkische“ Termini zu modernisieren und sie – kemalistisch gesprochen – vom islamisch geprägten Ballast<sup>6</sup> zu befreien, nicht zuletzt, um sie dem sprachlichen Niveau der europäischen Wissenschaftssprachen anzugleichen.<sup>7</sup>

Schauen wir uns als Beispiel folgende berühmte geometrische Regel und ihre neutürkische bzw. osmanische Übersetzung (mit meiner jeweiligen deutschen Interlinear-Übersetzung) an: „Die Fläche eines Dreiecks ist gleich dem Produkt aus Grundlinie und halber Höhe“

### Neutürkisch:

*Bir üçgenin alanı, tabanı ile yarı yüksekliğinin*  
 Ein Dreieck Fläche Grundlinie und halbe Höhe  
*çarpımına eşittir*  
 Produkt gleich ist

<sup>5</sup> Geometri. İstanbul 1937. [Diverse Neuauflagen]

<sup>6</sup> Vgl. J. P. Laut: *Zur Sicht des Islam in der Türkischen Republik bis zum Tode Atatürks*. In: W. Schluchter (ed.): *Kolloquien des Max Weber-Kollegs*. VI–XVI (1999/2000). Erfurt 2000, S. 59–75.

<sup>7</sup> Zur Europäisierung des türkeitürkischen Wortschatzes vgl. K. Röhrborn: *Interlinguale Angleichung der Lexik*. Göttingen 2003.



**Osmanisch** (türkische Bestandteile fett):

*Bir* *müselle<sup>in</sup>* *misâha-i sathîyesi* *qâidesinin* *irtifâ<sup>ma</sup>*  
 Ein Dreieck Oberfläche Basis Höhe  
*hâsıl-i zarbının* *nısfına* *müsâvîdir*  
 Produkt Hälfte gleich ist

Arabisch-persische Bestandteile des osmanischen Satzes:

*müselle<sup>s</sup>* „Dreieck“  
*misâha-i sathîye* „Oberfläche“  
*qâide* „Basis“  
*irtifâ<sup>c</sup>* „Höhe“  
*hâsıl-i zarb* „Produkt (math.)“  
*nısf* „Hälfte“  
*müsâvî* „(ist) gleich“

Es ist un schwer zu erkennen, daß der osmanische Satz lediglich was den unbestimmten Artikel (*bir*) und die Kopula (*-dir*) betrifft, mit dem neutürkischen Satz übereinstimmt. Ansonsten ist die osmanische Phrase im Grunde ein arabisch-persisches Konstrukt mit ein paar wenigen türkischen Kasus- und Possessivsuffixen: Und dieses Idiom, eine verwirrende Mischung aus Arabisch, Persisch und einigen türkischen Bestandteilen, war jahrhundertlang die Staatssprache des Osmanischen Reichs. Kann man sie überhaupt als „türkisch“ bezeichnen?

Wie dem auch sei, Mustafa Kemal Atatürk und seine Getreuen waren nicht dieser Meinung und ließen sich auf ein weltweit einzigartiges Experiment ein: die Schaffung einer neuen Staatssprache durch eine radikale Sprachreform<sup>8</sup>, unter dem Vorzeichen einer Ent-Islamisierung und Europäisierung der Sprache bei gleichzeitigem Rückgriff auf vermeintlich türkische Archaismen. Was dabei herauskommen kann, soll folgendes Beispiel zeigen:

<sup>8</sup> Eine Bemerkung am Rande: Es ist guter wissenschaftlicher Usus, die Erfolge von Kollegen und Kolleginnen erfreut zur Kenntnis zu nehmen, aber ich muß gestehen, daß ich neidisch bin auf den phantastischen Buchtitel, den sich der bedeutende englische Turkologe Geoffrey Lewis (1920–2008) für sein 1999 in Oxford erschienenes Buch über die türkische Sprachreform ausgedacht hat: „Ein katastrophaler Erfolg“ (*The Turkish Language Reform: A Catastrophic Success*). Besser kann man die türkische Sprachreform kaum auf den Punkt bringen.



Sie sehen ein Bild von Mustafa Kemal Atatürk und neben ihm vier Wörter, die bedeuten sollen: „Nationale (*ulusal*), laizistische (*laik*) und demokratische (*demokratik*) Erziehung (*eğitim*)“. Schön und gut, kemalistische Propaganda. Es ist jedoch möglich, anhand dieser vier Wörter des türkischen Textes zu demonstrieren, was G. Lewis mit seinem „katastrophalen Erfolg“ der türkischen Sprachreform (s. Anm.8) meint.

Das Wort *ulusal* besteht aus zwei Elementen, nämlich *ulus* „Nation“ und einem adjektivbildenden denominalen Suffix *+el/+al*. Das Wort *ulus* haben die kemalistischen Reformer aufgenommen, um arab. *millet* „Nation“ zu ersetzen. Dabei waren sie guten Glaubens, es handele sich um ein ehrwürdiges, uraltes türkisches Lexem<sup>9</sup>, haben jedoch übersehen, daß es sich bei *ulus* um die mongolische Entlehnungsform des alttürkischen *uluş* „Land, Reich“ handelt. Das Suffix *+al* ist eine Imitation des französischen Wortbildungselements *ellal* (frz. *cultur-el* etc.), d. h., wir haben es bei *ulusal* mit einem mongolo-romanischen Wortungetüm zu tun.

Die beiden folgenden Wörter *laik* und *demokratik* sind schlichte Entlehnungen aus dem Französischen (*laïque* bzw. *démocratique*), und erstaunlicherweise ist m. W. niemals versucht worden, für diese beiden Zentralbegriffe des modernen türkischen Staatsverständnisses türkische Äquivalente zu (er)finden. – Das letzte Wort, *eğitim* „Erziehung“, hat ein merkwürdiges Schicksal: Der große Turkologe Wilhelm Radloff (1837–1918)<sup>10</sup> hatte das alttürkische Verb *igidmek* „füttern“ falsch als *egidmek* gelesen, und diese Fehlesung diente den Sprachreformern der 30er Jahre als Basis für die Neuschaffung eines türkischen Wortes für „Erziehung“ (*eğ-* „biegen“ + Kausativ-Suffix *-it*, wrtl. „das Beugenlassen, das Verbiegen [des Charakters des unerzogenen Kindes]“), eine Ersetzung für das bis dahin aus dem Arabischen entlehnte *terbiye*.

<sup>9</sup> Zur Bedeutung des Altürkischen für die türkeitürkische Lexik s. J. P. Laut: *Die Uigurismen im Tarama Dergisi* (1934). In: Ders./M. Ölmez (edd.): *Bahsı Ögdisi*. Festschrift für Klaus Röhrborn [...]. Freiburg/Istanbul 1998, S. 163–230; J. P. Laut: *Zur Rolle des Altürkischen in der türkeitürkischen Lexik*. In: *Folia Orientalia* 36 (2000), S. 183–195.

<sup>10</sup> Vgl. J. P. Laut: *Radloff; Friedrich Wilhelm*. In: *Neue Deutsche Biographie*. 21. 2003. 96–97.



Ich hoffe, es ist deutlich geworden, was Lewis mit „katastrophal“ meint: Das moderne Türkisch besteht mittlerweile – nach dem regelrechten Hinauswurf eines Großteils des arabisch-persischen Wortschatzes – zu einem nicht unwesentlichen Teil aus Wörtern, die türkisch sein sollen, dies aber gar nicht oder nur in Teilen sind, und hinzu kommt eine Flut von Fremdwörtern, zumeist aus dem Französischen, aber natürlich mehr und mehr aus dem Englischen. Der „Erfolg“, von dem Lewis spricht, besteht darin, daß diese merkwürdige Mixtur ganz offensichtlich ein lebensfähiges Idiom geworden ist. Wie auch immer man sie beurteilen mag: In jedem Fall zeigt die türkische Sprachreform, daß eine Sprache kein organisch gewachsenes Etwas sein muß, um als funktionierendes Kommunikationsmittel dienen zu können.

Nur mag man sich auch hier die Frage stellen: Was ist daran „türkisch“? Vergleicht man diese neugeschaffene Sprache nämlich mit den restlichen Türksprachen, stellt man fest, daß sich das Türkeiitürkische mehr und mehr isoliert, und zwar in einem Maße, daß ein Kollege guten Gewissens vom Türkeiitürkischen als einer „zentralen Randsprache“ sprechen konnte.

Aber auch die übrigen ca. 20 rezenten Türksprachen machen es einem nicht leicht: Zwar sind einige turkophone Gebiete – als Nachfolgestaaten der UdSSR – mittlerweile selbständig, doch hat die jahrzehntelang andauernde Dominanz des Russischen ihre weitreichenden Spuren hinterlassen. Wir erleben im Moment einen Prozeß, der ähnlich wie in der Türkei der 30er Jahre abläuft: Die Schaffung „türkischer“, d. h. in diesem Fall aserbaidzhanischer, usbekischer, kirgisischer, kasachischer und türkmenerischer „Nationalidiome“, deren weitere Entwicklung überhaupt noch nicht abzusehen ist. Einig sind sich diese Staaten – als gewisse Ausnahme wäre Aserbaidschan zu nennen – nur darin, ihre Sprachen eigenständig zu entwickeln und nicht etwa eine Dominanz des Türkeiitürkischen zu dulden. Die von der Türkei erträumte Rolle des Türkeiitürkischen als *lingua franca* einer hypothetischen „türkischen Welt“ ist jedenfalls so gut wie ausgeträumt. Unabhängig davon, daß auf einer linguistischen Ebene ein Idiom als zu den Türksprachen gerechnet werden kann, wird eine Verständigung innerhalb der Turcia durch verschiedene sprachreformerische Prozesse immer schwieriger, und die schöne Vorstellung, sich vom Bosphorus bis zur chinesischen Mauer mit „Türkisch“ durchschlagen zu können, ist zumeist nur noch eine schöne Vorstellung.

Nun ist ein Großteil der Turcia aber – spätestens seit der Mongolenzeit (13. Jh.) – islamisch, und man könnte sich fragen, ob nicht der Islam ein

gewisses einigendes Kulturmuster in der türkischen Welt gebildet hat. Aber, und ich zitiere den Turkologen Lars Johanson aus dem Jahr 1988:

„[...] die verbindende Funktion der Religion [gilt] nur mit wichtigen Vorbehalten. Erstens: Die Kluft zwischen Sunniten und Shi‘iten stellt eine Grenze dar, die z. B. die engstens verwandten Türkeitürken und Aserbaidshaner seit Jahrhunderten kulturell trennt. Zweitens: Bei den Nomaden hat sich der Islam nie gefestigt und erscheint oft als ein recht durchsichtiger Firnis über dem Schamanismus. Der volkstümliche Islam trägt im ganzen Gebiet deutlich schamanistische Züge. So oberflächlich wie bei den Kasachen sei der Islam nirgends anzutreffen, meinte der Türkenkenner Herrmann Vámbéry<sup>11</sup> vor einem Jahrhundert: ein Kasache sei überall nur dann erst ein guter Muslim geworden, nachdem er aufgehört habe, ein ‚echter‘ Kasache zu sein. Drittens: Fast alle Türken leben heute in offiziell entweder atheistischen oder laizistischen Staaten, wo der Einfluß der Religion eingeschränkt ist“.<sup>12</sup>

Nun verstehen sich die neuen zentralasiatischen Türkrepubliken seit ihrer Selbständigkeit nicht mehr als „atheistisch“, sondern eher als „laizistisch“ wie die Republik Türkei, doch haben Jahrzehnte sowjetischer Herrschaft auch hier ihre Spuren hinterlassen. Eine religiöse Ausbildung, die in ihrer Heterogenität kaum zu übersehen ist, beginnt erst jetzt wieder, und niemand weiß, welcherlei islamische Strukturen (arabische?, persische?, „türkische“?) daraus entstehen werden. Dies gilt im übrigen auch für die Republik Türkei, die nach einer jahrzehntelangen offiziellen Islamfeindlichkeit seit einiger Zeit offensichtlich versucht, sich im Kreis ihrer islamischen Nachbarländer neu zu positionieren – bei einer gleichzeitigen Orientierung nach Europa. Auch hier weiß niemand, wohin dieser, nennen wir ihn „türkischer Weg“, letztlich führen wird. Auffällig, was den Islam betrifft, ist jedenfalls, wie wenig die sog. türkischen Brudervölker des Ostens in die theologischen Diskurse miteinbezogen werden.

Was bleibt als Fazit? Es hat den Anschein – und ich stimme meinem Kollegen Lars Johanson (vgl. Anm. 2) zu –, als ob es keine die gesamte Turcia einigenden ethnischen, Kultur-, Sprach- oder Religionsmuster gibt, sondern daß aus ganz ungewöhnlich intensiven Symbiosen mit diversen anderen Völkern, Sprachen und Kulturen sich jeweils eigene Identitäten herausgebildet haben, die wenn überhaupt, dann eigentlich nur unter linguistischen Gesichtspunkten als „türkisch“ bezeichnet werden können. In allen anderen Bereichen ist die Turkologie auf die Kenntnis bzw. Unterstützung der jeweiligen Nachbardisziplinen angewiesen, um ihren Gegenstand wissenschaftlich untersuchen und verstehen zu können. Wie wohl

<sup>11</sup> Anm. JPL: Zu Vámbéry vgl. R. Bartholomä: *Von Zentralasien nach Windsor Castle*. Leben und Werk des Orientalisten Arminius Vámbéry (1832–1913). Würzburg 2006.

<sup>12</sup> L. Johanson: *Grenzen der Turcia* (s. Anm. 2), S. 55.

kaum ein anderes Fach innerhalb der Orientalistik ist die Turkologie also prädestiniert für inter- bzw. multidisziplinäres Arbeiten, aber gleichzeitig immer in der Gefahr, zwischen ihrer eigenen Vielfalt und der der Nachbardisziplinen zerrieben zu werden.

Sie werden sich jetzt zu Recht fragen: Hat denn das Fach „Turkologie“ sich bislang um diese offensichtlichen Fragen zu seiner Identität keine Gedanken gemacht? Meine Antwort: Ich bin sicher, daß sich alle Betroffenen über die Probleme im Klaren sind, aber leider gibt es bisher nur wenig publiziertes Material zum Thema<sup>13</sup>. Offensichtlich haben sich die meisten Fachvertreterinnen und Fachvertreter damit abgefunden, eine Disziplin zu betreiben, deren elementare Grundlagen nicht klar definiert sind. Aber eine klare Definition ist vielleicht auch gar nicht möglich, und ich bin weit davon entfernt, meinen Kolleginnen und Kollegen dieses vorzuhalten.

Wir müssen uns bei allem stets darüber im Klaren sein, daß die Turkologie eines der jüngsten Fächer innerhalb der Orientalistik ist: Es handelt sich, mit den Worten des Turkologen Klaus Röhrborn, um ein Fach, „das noch immer zwischen den etablierten Disziplinen steht, seit ein durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges aus der Laufbahn geworfener Anglist die deutsche Turkologie begründet hat“.<sup>14</sup> Gemeint ist Willi Bang, der Lehrer der berühmten Turkologin A. von Gabain. Das bedeutet natürlich auch, daß in unserem Fach die Grundlagenforschung nach wie vor eine sehr hohe Bedeutung hat. Nach wie vor müssen Tausende von Handschriften und sonstigen Dokumenten bearbeitet werden, um zu zuverlässigen wissenschaftlichen Urteilen zu gelangen. Ich darf hier kurz auf den vielgescholtenen „Elfenbeinturm“ eingehen, um den es ja so viele Mißverständnisse gibt: Es steht m. E. außer Frage, daß die elementare wissenschaftliche Arbeit nur im sog. Elfenbeinturm stattfinden kann: Worauf es heute ankommt, ist, die Relevanz dieser Arbeit einer universitären und einer breiteren Öffentlichkeit sowie auch der Politik, zu vermitteln. Kurz gesagt: Erst die *Wissenschaft*, dann die *Nutzenschaft*.

<sup>13</sup> Mir bekannt sind folgende Veröffentlichungen: J. Benzing: *Einführung in das Studium der altaischen Philologie und der Turkologie*. Wiesbaden 1953; Ders.: „Herrenloses Land“. *Inner- und Nordasien als philologisches Arbeitsgebiet*. In: Deutsche Universitäts-Zeitung VIII/22 (23.11.1953) [Nachdruck in: L. Johanson/Cl. Schönig (Hrsg.): *Kritische Beiträge zur Altaistik und Turkologie*. Wiesbaden 1988, S. 8–13]; H. W. Brands: *Zum Selbstverständnis der Turkologie*. In: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Suppl. III, 2 (1977), S. 1122–1134; H. W. Duda: *Altaistik und Turkologie*. In: Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 52 (1955), S. 326–345; H. J. Kissling: *Die türkischen Studien in der Orientalistik*. In: Zeitschrift für Kulturaustausch 12 (1962), S. 218–221; K. Röhrborn: *Zum Geleit*. In: K. Röhrborn/H. W. Brands (Hrsg.): *Scholia*. Beiträge zur Turkologie und Zentralasienkunde. Wiesbaden 1981, S. IX–XIII.

<sup>14</sup> K. Röhrborn, op.cit., S. IX.

Nur politische Ideologien wie z. B. der Pantürkismus oder sonstige Spielarten des türkischen Nationalismus erheben für sich den Anspruch, eine einheitliche gesamttürkische Welt konstruieren zu können. Zum Abschluß möchte ich Ihnen ein besonders bizarres Beispiel einer solchen Ideologie vorstellen, die sogar für sich in Anspruch genommen hat, alle Völker und Sprachen der Welt auf türkische Herkunft zurückzuführen. Es handelt sich um die sog. Sonnensprachtheorie (tü. *Güneş-Dil Teorisi*), die sich in der Türkei ab Beginn der 30er Jahre entwickelt und ihren Höhepunkt als Staatsdoktrin von 1936 bis zum Tode Atatürks im Jahr 1938 erreicht hat.<sup>15</sup>

Die Sonnensprachtheorie ist eine esoterische lautsymbolistische Theorie, deren Nachwirkungen bis heute im populärwissenschaftlichen Schrifttum der Türkei zu spüren sind. Sie beruht auf der Idee einer „Urwurzel“ aller heute existierenden Sprachen. Die primäre Urwurzel heißt *ağ* und bezeichnet im Vokabular des Urmenschen – wohlgermerkt des türkischen Urmenschen – zunächst die lebensspendende Sonne, dann jedoch auch alles andere, bis diese Wurzel, deren Polysemantik bald nicht mehr ausreichte, sich in diverse andere Wurzeln bzw. Suffixe aufspaltete. Jedes Wort jeder Sprache ist nach dieser Theorie zerlegbar in einsilbige Wurzeln oder Suffixe *türkischen Ursprungs*. Ich möchte das am Beispiel des Stadtnamens Göttingen illustrieren, den ich nach den Regeln der Sonnensprachtheorie „auseinandernehme“<sup>16</sup>:

### „Göttingen“

„Ur-Form“: **ağ + ag + öğ + öt + iğ + in + ig + eğ + en + eğ**

1. **ağ**: Ur-Wurzel, am Wortanfang abgefallen; Bedeutung: „Aktivität“
2. **ag**: ein Suffix:  
zeigt einen sehr nahen Bereich, der mit Wahrheit verbunden ist.
3. **ög**: Ur-Wurzel mit der Bedeutung „Güte“
4. **öt**: ein Suffix: bezeichnet den „Besitz(er)“
5. **ig**: Ur-Wurzel: verfestigt und konkretisiert den Sinn.
6. **in**: Basis-Wurzel: repräsentiert „Vollkommenheit“
7. **ig**: Ein Suffix: bezeichnet Örtlichkeiten
8. **eğ**: Ur-Wurzel: zeigt Wahrheit und Ehrlichkeit an

<sup>15</sup> Vgl. hierzu meine Habilitationsschrift *Das Türkische als Ursprache? Sprachwissenschaftliche Theorien in der Zeit des erwachenden türkischen Nationalismus*. Wiesbaden 2000.

<sup>16</sup> Ich muß betonen, daß diese Analyse sehr subjektiv ist, da die Sonnensprachtheorie diverse Deutungsmöglichkeiten der Wurzeln bzw. Suffixe zuläßt, vgl. J. P. Laut, op. cit., S. 302–344.

9. **en**: Basis-Wurzel: bezeichnet „Inneres“
10. **eğ**: Abschließende Ur-Wurzel: verfestigt und konkretisiert den Sinn.

Die „Grundbedeutung“ des Wortes Göttingen ist demnach:

„Ort, in dem es den wahrhaftigen und vollkommenen Besitz von Wahrheit und Güte gibt“.